

Laudatio auf Theresia Philipp, Horst und Gretl Will-Stipendium

Sie sei immer auf der Suche nach Neuem, sagt Theresia Philipp über sich selbst. Damit beschreibt sie keine konsumtive Haltung gegenüber einer Welt, in der Gegenstände und Reize ständig wechseln und sich überbieten müssen. Das Neue, nach dem sie sucht, findet statt im Prozess der eigenen künstlerischen Entwicklung. Theresia Philipp ist einige Kilometer nordöstlich von Dresden geboren und aufgewachsen und hat an einem Musik-Gymnasium, das nach Carl Maria von Weber benannt ist, ihre ersten prägenden Erfahrungen mit Musik gemacht. Es liegt nahe, dass es sich dabei um die Art von Musik handelt, die wir uns angewöhnt haben „klassische Musik“ zu nennen, auch wenn sie in die Gegenwart hinein reicht. Als ich mit ihr über das Stipendium sprach, für dessen Erhalt ihr nun diese Laudatio zuteilwird, sagte sie aber einen Satz, der sehr klar war, nicht lang und daher leicht zu memorieren: „Ich bin im Jazz zu Hause“.

Daraus kann man mehrere Schlüsse ziehen. Etwa den, dass jemand, der mit der so genannten klassischen Musik aufwächst, sich darin nicht unbedingt ganz und gar zu Hause fühlen muss. Zweitens auch den, dass in Europa oder, etwas präziser, im östlichen Sachsen der Jazz eine enorm weitreichende und tiefgreifende Entwicklung durchgemacht haben muss, die ihn meilenweit entfernt hat von den Baumwollfeldern, den afroamerikanischen Communities und den urbanen Vergnügungsvierteln im US-amerikanischen Süden, wo sein Ursprungsmythos ihn verortet.

Drittens ist es so, dass Menschen, die sich im Jazz zu Hause fühlen, nicht nur regional durchaus ganz woanders gestartet sein können – in Blaskapellen und Kirchenposaunenchor, in Musikgymnasien und Jugendorchestern. Jazz ist eine Musik, die sich gerade nicht dadurch definiert, dass sie Einflüsse ausschließt und sich abgrenzt. Jazz toleriert die Existenz anderer musikalischer Mikrokosmen nicht nur, er fordert und braucht sie geradezu. Und Jazz ist dadurch, dass in ihm verschiedene Regelsysteme und Regeln akzeptiert sind, keineswegs regellos. Wer, wie Theresia Philipp, mit der klassischen Musik aufgewachsen und also einen Weg gegangen ist, der mit vielerlei Normen und Anforderungen gepflastert ist, mit regelmäßigen Leistungsnachweisen markiert und mit der Forderung nach Beherrschung von Notentexten und instrumentaler Technik bewehrt, für die oder den ist möglicherweise der erste große Jazz-Moment jener Augenblick, wo die Forderung lautet: Jetzt spiel, was du willst. Also beispielsweise das erste Solo: Was jetzt? Da stehen keine Noten – was will ich spielen? Und kann ich das, was ich jetzt tun muss? Natürlich hat man viel geübt und gehört, hat das Instrument spielen gelernt, kennt die nötigen Akkordfolgen oder Skalen und so fort, aber hat man auch gelernt, zu tun, was man will?

Wenn nicht, dann wird man in der Regel nicht Jazzmusikerin oder Jazzmusiker. Wenn doch, dann ist man jemand, der oder die nach dem Neuen sucht, um es in die eigene Entwicklung hereinzuholen.

Theresia Philipp kam 2010 nach Köln, da war sie 19 Jahre alt, war eine technisch vorzügliche Saxophonistin und Klarinettistin, und ich stelle mir vor, dass sie damals schon recht vertraut mit dem gewesen sein muss, was sie wollte. Technische Fertigkeiten am Instrument waren für sie nicht Ziel des Lernens und Übens, sondern Voraussetzungen und Hilfsmittel ihrer Suchbewegungen.

Sie hat von 2010 bis 2014 an der Hochschule für Musik und Tanz studiert, nach dem Bachelor dann in Mannheim an der Hochschule für Musik und Darstellende Kunst ein Masterstudium absolviert, und sie hat die ganze Zeit über schon professionell als Musikerin und übrigens auch als Musikpädagogin gearbeitet.

In der Jazz-Szene der Stadt Köln haben sich in den letzten drei bis vier Jahrzehnten einige Tendenzen durchgesetzt. Erstens ist da die Tendenz, sich in Musiker-Kollektiven zu organisieren, weil – nach den Erfahrungen, die die Initiative Kölner JazzHaus in den 1980-er Jahren produziert hat – ein kooperativer Geist eher Chancen bietet, in dieser ökonomisch sehr bescheiden ausgestatteten sozialen Gegend, in der Jazz wichtig ist, über die Runden zu kommen – möglichst, ohne sich verbittern zu lassen. Das war und ist besonders während des Lockdown der Corona-Pandemie wichtig, die im gesamten Kulturbetrieb überaus existenzbedrohende Auswirkungen hatte.

Zweitens ist da, ausgehend von den Angeboten, die die Kölner Musikhochschule in Sachen Jazz im Portefeuille hat, die Tendenz, dass Spontaneität und Talent leider nicht für den ganzen Weg reichen, sondern durch Überlegung und Forschung und durch kompositorische Haltungen und Arbeitsweisen ergänzt werden sollten.

Vielleicht entfalten sich ja prägende Einflüsse vor allem dadurch, dass man ihnen nicht einfach folgt, sondern mit ihnen und über sie etwas Neues lernt.

Kompositorische Arbeitsweisen, sagt Theresia Philipp, gibt es mehrere: Es gibt die traditionelle, in der sich die Komponistin – früher mit Papier und Stift, heute eher mit dem Rechner und entsprechender Software – am Schreibtisch konzentriert auf das einlässt, was sie in Klang ausgedrückt haben will. Und es gibt die Kooperation mit der Band, in die man eigene Ideen und Stücke einbringt und auf andere eigensinnige und kreative Menschen trifft, die eigene Ideen und Stücke haben, so dass in kollektiven Kooperationen und Auseinandersetzung auch eine Art kompositorischer Arbeit geleistet wird und etwas Gemeinsames entsteht, das viel Neues enthält.

So gesehen, ist eine Vielsprachigkeit, eine Beweglichkeit in verschiedensten Ausdrucksweisen etwas, was sich jüngere Musikerinnen und Musiker in Köln aneignen. Und sie werden nicht daran gehindert, dabei auch das zu spielen, was sie wollen.

Wahrscheinlich liegt hier ein wesentlicher Unterschied zwischen dem, was wir „Jazz“ und dem, was wir „klassische Musik“ nennen: in der Art, wie komponiert wird. Es handelt sich übrigens, wie Theresia Philipp mir sagte, um einen Aspekt des Jazz, der für sie unverzichtbar ist: Dass er für alle Menschen, die an ihm beteiligt sind, einen Platz bietet. Und muss das nicht nur im engeren Sinne musikalisch, man darf es durchaus auch in einem weiteren Sinne politisch verstehen.

Es ist also nicht verwunderlich, dass Theresia Philipps Jazz aus mehreren musikalischen Redeweisen besteht, zu denen sie sich in unterschiedlicher emotionaler Nähe bewegt. Ihre Arbeit ist gleichermaßen durchzogen und geprägt von Neuer Musik und Alter Musik; für Genre-Grenzen und epochale Einengungen ist da wenig Platz.

Da sind Formationen wie das Nonett Urbanic Cycles, gegründet und geleitet von dem neuen Leiter der Offenen Jazz Haus Schule Joscha Oetz, oder auch das bigbandhafte Large Ensemble des Posaunisten Jan Schreiner oder die politische markierte Formation Hard Boiled Wonderland, die der Kölner Bassist Sebastian Gramss ins Leben gerufen hat. Theresia Philipp ist hier eine wertvolle Mitmusikerin, im Jazz nennt man das seit etlichen Jahren sidewoman.

Dann gibt es kleinere Formationen in denen sie sich etwa mit der Musik des englischen Barock-Komponisten Henry Purcell auseinandersetzt oder eine Band mit dem dänischen Gitarristen Jacob Bro und noch einige mehr.

Ihre wichtigste Band aber ist das improvisierende Trio pollon, das sie seit etwas über zwei Jahren um ein Streicher-Trio zu „pollon With Strings“ ergänzt und für das sie viel Musik geschrieben hat. Neue Musik, Jazz, spirituelle Gesänge ostkirchlicher Provenienz spielen in diesem Musik-Konzept tragende Rollen.

Über dieses vielgestaltige musikalische Profil hinaus hat Theresia Philipp auch schon sehr früh musikpädagogisch zu arbeiten begonnen. Seit 2011 hat sie an der Offenen Jazz Haus Schule gelehrt, und seit diesem Sommersemester ist sie Lehrbeauftragte an der Kölner Hochschule für Musik und Tanz. Sie kuratiert Konzerte im Musik-Club Loft und ist Sprecherin der Kölner Jazz-Konferenz.

Dafür, dass ihr das Neue, nach dem sie sucht, vorerst nicht ausgeht, scheint also gesorgt zu sein.

Hans-Jürgen Linke